

Johannes Thomas

Antiamerikanismus in Frankreich

*Jean-François Revel:
L'obsession anti-améri-
caine. Son fonctionne-
ment, ses causes,
ses inconséquences,
Plon Verlag, Paris 2002,
303 Seiten, 20,00 Euro.*

Der Antiamerikanismus ist in Frankreich weit stärker ausgeprägt als in jeder anderen westlichen Industrienation, wie man unter anderem daran festmachen kann, dass nach den Attentaten vom 11. September etwa zwei Drittel der Franzosen der Überzeugung waren, Amerika sei für den Terrorangriff mitverantwortlich. Die USA sind für eine Mehrheit der französischen Bevölkerung der Inbegriff eines menschenverachtenden Kapitalismus; sie bereichern sich täglich auf Kosten der Armen im eigenen Land und in der Welt, die deswegen immer ärmer werden; sie wollen als Weltgendarm alleine die Welt beherrschen; sie sind egoistisch und kümmern sich nur um die eigenen Interessen;

sie sind kriegslüstern und zerstören obendrein die Umwelt; sie begrenzen die Freiheit durch Zensur und die Einschränkung demokratischer Rechte; sie sind gewalttätig wie ihre Bevölkerung, und sie sind unkultiviert, versuchen aber, dem Rest der Welt ihre banale Kultur mit Gewalt aufzuzwingen.

Frankreich hingegen verkörpert für dieselbe Bevölkerungsgruppe Freiheit, Demokratie, Menschlichkeit und Kultur.

Revel, Mitglied der Académie française, konfrontiert diese gängigen Vorurteile mit den Realitäten in den USA und in Frankreich und kommt dabei zu dem Schluss, dass die von Franzosen an die Adresse der USA gerichteten Vorwürfe mit ihren generalisierenden Pauschalierungen unzutreffend sind und vielfach mit größerer Berechtigung als gegen die USA gegenüber Frankreich zu erheben sind. Daher scheint die Vermutung begründet, dass französische Kritiker der USA die Entwicklung im eigenen

Land, die Frankreich angesichts weitgehender Reformunfähigkeit nicht in den Griff bekommt, als Folge einer Amerikanisierung begreifen und den USA anlasten, obwohl sie mit den realen Verhältnissen dort wenig oder nichts gemein haben. Was aber erklärt diese verzerrte Wahrnehmung, die Einseitigkeit im Urteil, das nicht nach den Realitäten fragt, sondern ideologischer Leidenschaft gehorcht und Ausdruck einer nach Revel wahren Bessenseheit ist?

Eine lange Tradition

Da ist zum einen die seit dem achtzehnten Jahrhundert bestehende ideologisch-politische Konkurrenzsituation. Frankreich sieht seither die Einzigartigkeit seines universalen kulturellen und politischen Geltungsanspruches durch den ebenso universalistischen Geltungsanspruch der USA – die Menschenrechte wurden hier noch früher als in Paris verkündet – infrage gestellt. Deshalb meint man, den eigenen An-

spruch gegen den amerikanischen definieren und den Amerikanern absprechen zu müssen, was man sich selbst zuspricht.

Wenn sich etwa die USA als auserwählte Nation begreifen, die die Welt mit der Botschaft der Menschenrechte, der Freiheit und der Demokratie erleuchten, so stimmt das exakt, wie Revel belegt, mit französischen Vorstellungen von der eigenen weltweiten Ausstrahlung (*rayonnement*) überein.

Zu dieser historischen Kontinuität kommt mit Kommunismus und Sozialismus ein von fast allen Intellektuellen getragener weiterer ideologischer Faktor ins Spiel, der Kampf gegen Kapitalismus und Liberalismus, die sich für Frankreich, und zwar auch in den Augen der bürgerlichen Rechten, in der amerikanischen Gesellschaft in Reinkultur verwirklicht haben. Deshalb ist auch für Chirac und seine Partei der Liberalismus, meist als *ultralibéralisme* diffamiert, die größte politische Gefahr. Schon de Gaulle oder auch der Gründer von *Le Monde*, Beuve-Méry, sahen noch vor der Landung der Alliierten in der Normandie, als die Nazis also noch an der Macht waren und unklar war, wie man den stalinistischen Expansionsdrang würde stoppen können, im Gewicht

der USA und in dem durch sie verkörperten „liberalen Modell“ die Hauptgefahr für den Frieden, für Revel deutliche Beweise für den realitätsverleugnenden und daher pathologischen Charakter des französischen Antiamerikanismus.

Realitätsverlust und Globalisierungsangst

So war es für ihn auch kaum verwunderlich, dass französische Politiker und Intellektuelle schon bald nach dem 11. September wieder auf einen antiamerikanischen Kurs einschwenkten. Man hatte zunehmend Verständnis für die Attentäter, die für die von den Globalisierungsstrategien der Supermacht ins Elend getriebenen Länder eine, wenn nicht gerechte, so doch begreifliche Rache geübt hätten. Dabei spielte es keine Rolle, dass die USA die Angegriffenen waren, dass die Dritte Welt von der Globalisierung bisher durchaus profitiert hat oder gar, dass El Kaida nicht gegen die Ausbeutung der Dritten Welt, sondern ausdrücklich gegen die westliche Zivilisation angetreten war. Schon der Krieg in Afghanistan wurde von 113 Intellektuellen als „imperialer Kreuzzug“ gebrandmarkt. Den Gipfel der Abstrusität aber erreichte der Antiamerika-

nismus mit dem Buch von Thierry Meyssan, *L'effroyable imposture*, für den es gar kein Flugzeugattentat auf das Pentagon gegeben hat, sondern nur einen Propaganda-Coup der Geheimdienste und des militärisch-industriellen Komplexes, die einen Angriff auf Afghanistan hätten rechtfertigen wollen. Das Bestürzendste daran ist für Revel, dass die französischen Medien diesen Abstrusitäten breiten Raum geschenkt und nach einem Auftritt von Meyssan im öffentlich-rechtlichen Sender France 2 hunderttausende Franzosen Meyssans Buch gekauft und ihm zugestimmt haben. Das lasse schmerzvolle Zweifel am intellektuellen Niveau eines Volkes aufkommen, das sich für das intelligenteste der Erde halte.

Die Kritik an der Globalisierung zieht sich in Frankreich durch die gesamte politische Landschaft bis hin zu Staatspräsident Chirac, der, ähnlich wie die Globalisierungsgegner von Attac, eine politische Kontrolle der Weltwirtschaft fordert. In ihrer ultraliberalen Ausprägung bedrohe sie alle schwächeren Länder in dieser Welt. Revel demonstriert die Abstrusität und Widersprüchlichkeit dieser Anbiederung an Attac am Beispiel der Agrarpolitik. Die Europäer kriti-

sierten zu Recht die amerikanischen Subventionen für die Landwirtschaft, sagten aber nicht, dass ihre eigenen Subventionen viel höher ausfallen. Das gelte vor allem für Frankreich, das der Hauptnutznießer des europäischen Agrarprotektionismus ist. Zugleich erkenne Paris aber in anderen Kontexten durchaus an, dass nicht der freie Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, sondern gerade die Behinderung dieses freien Handels die Landwirtschaften der Dritten Welt ruiniere. So hat Chirac selbst beim letzten Afrika-Gipfel den afrikanischen Staatschefs versprochen, als er ihre Unterstützung für seine Irak-Politik forderte, er werde sich für eine Reform der europäischen Agrarpolitik einsetzen, die die Subventionen deutlich verringere. Wenige Tage später erklärte er bei der Eröffnung der Landwirtschaftsmesse in Paris, mit ihm werde es eine solche Reform nicht geben.

Die Liste der Abstrusitäten bei der Beurteilung amerikanischer Außenpolitik ist, so Revel, beinahe endlos. Das fange schon damit an, dass die amerikanischen Präsidenten, glaube man den französischen Medien, sämtlich ungebildete Idioten seien, und das besonders ausgeprägt, wenn sie der repu-

blikanischen Partei angehörten. So sei das Entsetzen über Ronald Reagan in der französischen Regierung und bei den Journalisten, im Übrigen auch in der Bundesrepublik mit Ausnahme Helmut Kohls, gewaltig gewesen, als er angesichts der Berliner Mauer 1987 ausrief, auf was denn Gorbatschow warte, um diese Mauer niederreißen zu lassen. Man habe, so der Tenor der Berichterstattung, ja gewusst, dass Reagan ein Idiot sei, aber nun werde er zu einer öffentlichen Gefahr und handele jeden Tag unverantwortlicher.

Solche Realitätsverweigerung hat System in Frankreich, meint Revel. Deshalb habe man auch nicht zur Kenntnis genommen, dass die USA und nur die USA etwa Mexico 1995 vor dem wirtschaftlichen Kollaps bewahrt, China von einem Angriff auf Taiwan abgehalten, zwischen Indien und Pakistan vermittelt und sich jetzt gegen die Bedrohung des Westens insgesamt durch den islamistischen Terrorismus ernsthaft zur Wehr gesetzt hätten.

Die gleiche willentliche Realitätsblindheit gilt für die gängigen französischen Urteile über die amerikanische Gesellschaft, die laut Revel von ähnlicher Art und Qualität sind wie seinerzeit die Berichterstattung in der

DDR über die Bundesrepublik. So werde bei der Kritik an undemokratischen Verhältnissen in den USA gerne übersehen, dass dort das allgemeine Wahlrecht und das Wahlrecht für Frauen Jahrzehnte früher eingeführt wurden als in Frankreich, wo man im Übrigen beim ersten Durchgang der Präsidentschaftswahlen von 2002 feststellen musste, dass die Stimmen, die auf demokratische Parteien entfielen, in der Minderheit gewesen sind. Auch habe Frankreich noch nie etwas dabei gefunden, blutrünstige Diktatoren in der Dritten Welt und besonders in Afrika zu unterstützen, wenn es seinen Interessen diene, und zwar, ohne dass die Intellektuellen, die doch so stolz auf ihre aufklärerische Tradition sind, jemals ernsthaft dagegen protestiert hätten.

Und was die angeblichen sozialen Probleme in den USA angehe, so verweise man in Frankreich mit Begeisterung auf jeden Anstieg der amerikanischen Arbeitslosigkeit, während man zugleich die eigene, doppelt so hohe Arbeitslosenquote als Ausweis bedeutender sozialpolitischer Leistungen feiere. Auch fehle selten der Hinweis auf die barmitleidenswerten amerikanischen *working poor*, so, als befänden sich die eige-

nen *not working poor* in einer vergleichsweise beneidenswerten Lage. Auch übersehe man bei Klagen über die natürlich vorhandenen Unzulänglichkeiten des amerikanischen Gesundheitssystems die Existenz und die Leistungen von *Medicaid* für alle Bedürftigen ebenso wie die Tatsache, dass bis zu einer entsprechenden gesetzlichen Regelung durch die Regierung Jospin, also bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre, sechs Millionen Franzosen keinen Zugang zu medizinischer Versorgung hatten.

Wenn es um die amerikanische Gesellschaft so schrecklich bestellt wäre, wie es die europäischen und insbesondere die französischen Medien, seine Intellektuellen und viele seiner Politiker suggerieren, würde man im Übrigen gar nicht die Einwanderung nach Amerika verstehen können: „Wie war es möglich, dass die Europäer, die sich aus Ahnungslosigkeit in die amerikanische Hölle verirrt hatten, ihren Familien und Freunden, die noch im Glück der ukrainischen, kalabresischen oder griechischen Paradiese badeten, nicht geschrieben haben, sie sollten ihnen auf gar keinen Fall folgen? Und wie ist es möglich, dass fünfzig oder hundert Jahre später Vietnamesen, Koreaner, Chinesen, Mexi-

kaner, Salvadorianer oder selbst Russen blind genug waren, um in dieselbe Falle zu tappen?“

Aber die Amerikaner sind doch wenigstens so kulturlos, dass sich jeder europäische Banause ihnen haushoch überlegen fühlen kann?

Die Ausnahmekultur

Als die Biennale von Venedig in der Zeit von 1948 bis 1962 vornehmlich Künstler ausgezeichnet hat, die in Paris arbeiteten, hat, so Revel, niemand protestiert. Als aber 1964 Robert Rauschenberg mit dem großen Preis für Malerei ausgezeichnet wurde, ging ein großes Geschrei in Frankreich los. Man sprach von Skandal, Imperialismus, heimlichem Einvernehmen der Jury mit den Kunsthändlern, ja, von amerikanischen Pressionen auf die italienische Regierung. Frankreich akzeptiert eben, meint Revel, die Globalisierung in der Kunst nur so lange, wie es selbst dessen Modell darstellt. So habe die Regierung, als sie 1984 ihr Projekt zur auswärtigen Kulturpolitik Frankreichs vorstellte, mit bemerkenswerter Bescheidenheit erklärt, dass dieses Manifest „wahrscheinlich beispiellos ist in jedem anderen Land der Welt“. Zwar seien alle Kulturen gleich viel wert, aber die franzö-

sische habe eine besondere Bestimmung: Ihre Rolle sei die eines universalen Vermittlers, denn sie werde „geteilt von den Menschen aller Kontinente“. Deshalb sei das französische „solidarisch mit dem Schicksal der Völker und Vorkämpferin ihrer Entwicklung“.

Angesichts solchen Sendungsbewusstseins versteht sich der Kampf Frankreichs um die *exception culturelle* als erste nationale Pflicht. Revel zitiert dazu einen Kommentar von Dominique Mosi aus dem Jahr 2002: „Die Ironie dieser Debatte (um die *exception culturelle*) wird noch dadurch verstärkt, dass das Symbol des gelungenen Widerstandes Frankreichs gegenüber der Hegemonie Hollywoods im vergangenen Jahr eine nette, aber sehr oberflächliche Komödie gewesen ist, *Le Fabuleux Destin d'Amélie Poulain*, ein Film, der nichts anderes ist als eine Folge von aneinander gereihten Episoden im Stil von Werbeclips, die bedauerlicherweise jeden intellektuellen oder sozialen Gehalt vermissen lassen. Die Filme von Ken Loach profitieren dagegen zwar nicht von diesem geistigen Klima der *exception culturelle*, aber sie spiegeln dafür eine tief greifende kulturelle Vielschichtigkeit,

die zugleich stimulierend und erfrischend wirkt.“ Eine vergleichbare Selbstüberschätzung stellt Revel bei den Urteilen über amerikanische und französische Fernsehserien fest. Die Fachleute des französischen audiovisuellen Sektors erklärten landauf, landab, dass amerikanische Serien nur dem Prinzip des Profites gehorchten und alle kontroversen sozialen und politischen Themen ausblendeten, während die französischen Serien dank der Tradition des Staatsfernsehens und öffentlicher Finanzierung dem Diktat des Profites entgingen und deshalb mutig und ohne Furcht vor den Reaktionen der Zuschauer auch höchst kontroverse und schwierige Themen bearbeiten könnten. In Wirklichkeit aber sei das Gegenteil der Fall, so Revel, gestützt auf eine aktuelle französische Darstellung der Geschichte amerikanischer Serien. Die Politik der drei großen französischen Kanäle bestehe darin, den Zuschauer in seinem Konformismus zu bestärken, während die amerikanischen Serien die Sozialkritik aufgriffen, die in den dreißiger bis fünfziger Jahren Thema des amerikanischen Kinos waren.

So seien unzählige Filme und Serien etwa politischen Skandalen von Watergate bis Clintongate gewidmet, während man vergeblich darauf warte, dass französische Filme die Skandale um Pechiney, den Crédit lyonnais, um Elf Aquitaine oder gar um die französischen Verwicklungen in Afrika thematisierten. Im Übrigen liege die französische Besonderheit vor allem darin, dass das französische Publikum Gefangener der nationalen Sender sei, da nur fünfzehn Prozent der Haushalte Kabel- oder Satellitenempfang hätten gegenüber achtzig Prozent in Amerika.

Wo es aber um traditionellere kulturelle Formen gehe, solle man nicht vergessen zu bedenken, dass Amerika 1700 Symphonieorchester, 7,5 Millionen Opernbesucher und 500 Millionen Museumsbesucher pro Jahr zählt, ehe man sich aufs hohe Ross der europäisch-französischen Überlegenheitsgefühle zu schwingen bemühe.

Rationale Analyse statt Feindseligkeit

Trotz aller Kritik am Anti-amerikanismus verlangt Revel keineswegs eine blinde proamerikanische Gefolgschaft. Vielmehr

fordert er kritische Wachsamkeit gegenüber den USA und eine europäische Beteiligung an der Ausarbeitung ihrer Entscheidungen. Aber dazu müssten die Europäer und insbesondere die Franzosen damit anfangen, die Tatsachen ehrlich zur Kenntnis zu nehmen. Wer rationale Analyse durch schlichte Feindseligkeit ersetze, wer seine Handlungsunfähigkeit durch steriles Lob des Dialoges übertünche und zugleich untätig vor den Realitäten fliehe, der könne nicht hoffen, Gehör zu finden, und so stabilisiere er dann eben jenen „Unilateralismus“, den zu bekämpfen er angetreten sei.

Der lebendig und oft erheiternd geschriebene Essay hat in Frankreich im vergangenen Jahr trotz seiner politisch nicht korrekten Tendenz über mehrere Monate den Spitzenplatz auf der Sachbuchbestsellerliste verteidigen können. Für eine nachhaltigere Beeinflussung der Diskussion aber hätte er sich wahrscheinlich wissenschaftlicher geben müssen, wie etwa der auch im Ausland erfolgreiche Konkurrenzbestseller von Emmanuel Todd über Amerika nach seinem Niedergang.